

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 215.

Posen, den 19. September 1928.

2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

Copyright bei Carl Duncker, Berlin 1927.

7. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Man mußte einmal überlegen. Es konnte nicht so weit sein bis zur Linie Sydney—San Franzisko; die ganze verwünschte Bootsfahrt hatte ja kaum zehn Minuten gedauert, bis die Nußschale kenterte in dem verdammten Taifun. Allerdings war die Bombay etwas vom Kurs abgetrieben worden — soviel konnte das aber doch nicht sein. Also abwarten. Vielleicht sah man von hier aus sogar den Dampfer vorüberfahren. In vierzehn Tagen war die Portland fällig. Inzwischen mußte man mit den Wölfen heulen.

Ob das Mädel mit dem weißen Kerl ein Verhältnis hatte? Na — das würde man ja bald heraushaben.

Gerd Keerink war in schlechter Stimmung. Seit den Monaten seines Hierseins etwas Angekanntes. Er verhehlte sich nicht, daß Sid Payne ihn störte. Gewiß, er war gutmütig, hilfsbereit, alles was man wollte. Er störte aber. Er brachte die berühmte Zivilisation mit sich vom schnurgerade gezogenen Scheitel bis zu den Schnürstiefeln, made in U. S. A. Er machte spöttische Bemerkungen über das Südseeleben. Er war nicht zu trennen von dem Land, aus dem er stammte, und er brachte es dadurch in Gerd Keerinks unmittelbare Nähe. Dazu kam, daß D'a ihn nicht leiden konnte.

Sie kauerte, wenn sie zusammensaßen, eng an ihren Herrn gelehnt und sah mit fast finstern Augen auf den Mann, der in den Frieden ihrer Insel eingebrochen war. Unfreiwillig zwar — aber doch!

Sid Payne focht das wenig an. Er merkte wohl, daß er nicht gerade willkommener Gast in diesem alten Kokosladen war.

Doch er machte sich nicht viel daraus.

Man mußte eben sehen, daß man bald wieder fortam.

In drei Tagen mußte die Portland durch diese Gewässer kommen. Das Kanu des alten, verrückten „Königs“ mit den feierlichen Bewegungen wie auf dem Theater war feierlich. Das war dann eben das Ende des Südsee-Abenteuers. Es war auch höchste Zeit.

Keinen Whisky, keinen Tropfen Alkohol überhaupt, und was für guten hatte es auf der Bombay gegeben! Dreisternigen Hennessy, Scotch Whisky, Black and White — —

Eine halbe Million Kokosnüsse für eine Flasche Black and White!

Und keine Gesellschaft außer dem alten Griesgram, der den ganzen Tag nicht das Maul aufst, und dem famosen jungen Paar.

Wenn man an die kleine Dolly Whatford dachte oder Poggie Bables, mit der man sich immer nach Sonnenuntergang am Heel treffen konnte — wirklich, das Mädel hatte küssen können. Armes kleines Ding, das küßte sich jetzt mit den Fischen herum. Schade.

Hier der kleine braune Dämon war ja niedlich — aber sie machte einem verflucht wenig Ausflchten, mit Ausnahme der kolossalen Freigebigkeit ihres Ausschnitts. Außerdem war sie geradezu vergast in diesen Kerl oder wie der Kerl hieß.

Sid Payne stand auf und holte tief Atem.

„Damned fool I am,“ schimpfte er vor sich hin. „Whisky und Weiber. Es ist immer daselbe. Hatte schon der alte Toms gesagt, in Danver. Sid, hatte er gesagt, der Whisky und die Weiber richten dich noch mal zugrunde, glaube einem alten Mann. Der würde sich wahrscheinlich freuen, wenn er ihn hier sähe, mit Kokosmilch, Rüffen, Yamewurzeln und bestenfalls Schildkrötenragout als einzigem Genußmittel, gleichviel welcher Art. Alter Hund.“

Bedächtig stampfte er den Strand entlang, an dem er sich bis jetzt gesonnt hatte. Da draußen lagen die Riffe, an denen er beinahe zerschmettert worden wäre. Der Kerl, der Kerl, oder wie er hieß, war gerade zur rechten Zeit gekommen. Und hier — Teufel!

Er stürzte ans Wasser, als traue er seinen Augen nicht.

Da — wenige Meter entfernt — an einer seichten Stelle noch dazu, trieb eine Kiste, eine Holzkiste. Wahrscheinlich von der Ladung der Bombay.

Hastig zog sich Sid Payne Rock und Stiefel aus und watete auf die Kiste los. Mit einiger Anstrengung schaffte er sie an Land.

„Was da wohl drin ist,“ dachte er vergnügt. „Wollen mal sehen.“

Aber das Biest war zugenagelt. Verdamm! — da hätte man den Speer des Alen brauchen können — oder halt! Ihm fiel ein, daß er sein Taschenmesser irgendwo haben mußte — den kleinen Klumpen Stahl mit elf verschiedenen Werkzeugen. Er angelte es aus der Tasche und machte sich energisch an die Arbeit.

Bald war der Deckel abgelöst

Sid Payne stieß ein Triumphgeschrei aus.

Konservenbüchsen, Bohnen, Erbsen, eingemachtes Fleisch aller Art, lamb-tongues, corned-beef — und — Himmel und Hölle — Portwein, zwanzig Flaschen Extra superior old port wine, zwar kein Whisky, aber immerhin entschieden besser als nichts. Beim Jupiter. Das kam zur rechten Zeit. Er legte den Deckel wieder auf die Kiste, hob sie hoch und trug sie zu den Hütten hinan!

Er hatte die Sachen zwar gefunden. Aber er war ein anständiger Kerl. Die andern sollten auch etwas davon haben.

Der Weiße war nicht da.

Das braune Mädel saß mit dem Alten zusammen, und die wandten kaum den Kopf, als er ihnen seinen Fund zeigte.

Verständlich machen konnte er sich ja nicht.

So hockte er sich brummend in eine Ecke, öffnete umständlich den Kork mit seinem Riesentaschenmesser und entköpfeelte die erste Flasche. Das Fehlen eines Glases bekümmerte ihn nicht weiter. Es ging auch so. Und es ging gut.

Verdammt. Das Zeug war süß wie Sirup. Whisky ist ein andres Ding. In der Not frißt der Teufel aber Kliegen, und Sid Payne säuft Portwein. Er lachte ver-

gnügt vor sich hin und machte sich bald an die zweite Flasche.

D'a und Ta'avale saßen schweigend nebeneinander.

Das Mädchen Gesicht zeigte eine unbestimmte Traurigkeit. Ta'avale sah es.

„Er ist es,“ meinte er kopfnickend.

Sie saß in sich zusammengekrummt wie ein scheues Vögelchen. „Ich wollte Keri bitten, zu bleiben, sagte sie matt. „Aber ich konnte nicht. Es ist Panga-ku.“

„Es ist sicherlich Panga-ku,“ sagte Ta'avale. „Es sind seine Augen.“

Er stand auf und ging in die Hütte. Gleich darauf kam er zurück und kauerte sich neben D'a auf den Boden. Aber quer über seinem Schoß lag der große Speer mit den Haifischzähnen. Ein Zittern durchlief D'as Körper.

Ihre Blicke suchten angstvoll den Rand des Palmenwaldes ab. Von Keri war nichts zu sehen. Er wollte an dem kleinen See am Berge fischen.

Sid Payne war bei der dritten Flasche. Wenn das Zeug nur nicht so süß wäre. Immerhin, man kam auf den Geschmack. Was für Schafsköpfe doch diese braunen Seelen sind! Fast wie in U. S. A. die Prohibitionisten. Die und die Vegetarianer, das war so derselbe Schlag. Sich selbst wegnehmen, was man haben kann — so'n Unsinn.

„He . . . Alter!“ brüllte er plötzlich und schwenkte eine volle Flasche. „Komm . . . trink mit mir! Ich lade dich ein! Very old superior! N . . . nimm einen D . . . drink mit mir!“

Ta'avale rührte sich nicht. Sein Gesicht schien von Stein.

„D . . . du willst nicht!“ schrie Sid Payne.

„D . . . du bist wohl verrückt geworden, braunes Schwein! Wenn dich 'n anständiger M . . . Mensch zu 'nem D . . . Drink einladet, hast . . . hast du anzunehmen, sonst . . . h . . . breche ich dir die Knochen entzwei! Oller Kujon!“

Dann fiel ihm ein, daß Ta'avale nur ein Wilder war und diese Ehre ja gar nicht verdiente. Das beruhigte ihn wesentlich. „Ich nehm' dir's nicht übel,“ jagte er freundlich. „W . . . wirklich nicht. Du bist ja bloß 'n Wilder. Bloß 'n Wilder. Und was du nicht säufst, lauf ich.“

Er brach der fünften Flasche den Hals am nächsten Stein.

Das Taschenmesser konnte er nicht finden.

Es lag hinter ihm.

Der Wein strömte aus der Flasche, rötete den Stein und tropfte, rasch einsickernd, ins Gras.

„Schöne Farbe,“ sagte sich Payne fast zärtlich. „Wunderschöne Farbe. Wie Blut. Oder wie Xeres. Xeres. Verdammte, das war ein feiner Stoff . . . damals in Kadiz. Und die schwarze Dolores . . . ooooh.“

Nur heißen . . . heißen sollte sie nicht. Das tut keine Lady! O Senorita Dolores. Hermosissima. Das tut keine Lady . . . Peggie Bables hätte das nie getan. Nie . . . Sie war ein an . . . anständiges Mädel. Man hätte sie heiraten sollen.“ Sid Payne geriet ins Weinerliche. „Man hätte sie heiraten sollen. Sie war 'n anständiges Mädel. Und hier war es elend langweilig.“

Der alte braune Rußnacker und dieser Idiot von einem Keri . . . oder wie der K . . . Keri hoch und das kleine . . . kleine Vieß.

Kleine Vieß.

Und kein bißchen Tabak.

Und der Portwein . . . war ein ganz dünnes Z . . . Zeug, schlabberte einem so die Kehle hinunter. Es war eine Schweinerei. Jawohl.“

Er versuchte aufzustehen, was ihm nach einigem Bemühen auch gelang, und torkelte, eine volle Flasche in der Hand, der Hütte zu. Dabei mußte er an Ta'avale und D'a vorbei, die noch immer unbeweglich saßen, obwohl sie erkannt hatten, daß der Weiße sich an dem roten Saft berauscht hatte, der noch viel stärker sein mußte als Kawa. Ta'avale verfolgte aufmerksam seine Bewegungen.

D'a sah zu Boden. Nichts verriet, welchen tiefen Abscheu sie vor dem Manne hatte, der die Farbe ihres Mannes durch sein Dasein entstellte.

Die rote Blüte hinter ihrem Ohr fesselte Sid Paynes Aufmerksamkeit. Sie hatte dieselbe Farbe wie der Wein.

Er trat näher an sie heran und wollte ihr die Blume aus dem Haar nehmen.

Aber wie der Blitz stand Ta'avale zwischen ihnen.

Und so finster war sein Blick, daß Payne erschrocken einen Schritt zurückwich.

Dann aber schoß ihm vor Aerger über seinen eignen Schreck das Blut ins Gesicht.

Mit einem Male war die weinerliche Stimmung verflogen.

Sid Payne war zornig.

„Dummer Narr!“ schimpfte er. „Scher' dich beiseite!“

Ta'avale sprach kein Wort. Die Haifischzähne seines riesigen Speers flimmerten in der Abendsonne.

Die Ruhe, die Unbeweglichkeit des Alten steigerten Sid Paynes Zorn zu rasender Wut.

„Ich schlage dir den Schädel ein, du Vieh!“ brüllte er und ging auf ihn los.

Da hob Ta'avale, der Alte, Grimmige, seinen Speer und stieß zu. Aber er traf nicht, er, der sonst nie fehlte.

Denn er stand nur unsicher auf dem verletzten Fuß, und die Trunkenheit hatte Sid Payne stolpern lassen.

Der Stoß ging über ihn hinweg und streifte nur leicht seinen Rücken. Ehe Ta'avale wieder ausholen konnte, hatte ihn Sid Payne mit beiden Fäusten an der Kehle.

Er keuchte vor Wut.

„Du Schuft von einem braunen Vieh!“ schrie er mit überschnappernder Stimme.

„Ich will dich . . .“

Ta'avale stöhnte unter dem eisernen Griff.

Sid Payne durchlief eine rasende Freude, als er seinen Gegner erschlaffen fühlte. Plötzlich merkte er ein leichtes, knackendes Nachgeben — der Körper Ta'avales wurde so schwer, daß er ihn fallen lassen mußte.

Der Alte fiel, in sich zusammengekrümmt, reglos zu Boden.

Gleichzeitig aber schrie Sid Payne auf und riß D'a von sich ab. Sie hatte ihn angesprungen wie eine Rahe und ihn tief in den Arm gebissen. Der Wein, die Wut des Kampfes, der Schmerz machten ihn halb toll. Er packte die Verzweifelte und preßte sie mit solcher Gewalt an sich, daß sie das Bewußtsein verlor.

Es war kein Widerstand mehr da. Rote Ringe tanzten ihm vor den Augen. Und ein andres durchlief ihn wie eine heiße, brausende Welle. Er fühlte den zarten Körper des Mädchens dicht an dem seinen, und irgendein Instinkt ließ ihn etwas wie „Kampfeslohn“, „Siegeslohn“, „Beute“ empfinden.

Mit einem Ruck warf er die leichte Last über die Schulter und stapfte schwerfällig taumelnd in die Hütte.

Die Fische bissen heute nicht.

Aber was tat das?

Gerd Keerink saß in dem leichten Kanu, das er sich gebaut hatte. Man mußte einmal allein sein. Ganz allein.

Wenn man mitten im Glück schwimmt, kann man es nicht ermessen. Aber nicht das Ende des Glücks, erst Größe des Schmerzes, sondern man soll es erkennen, so lange es währt . . .

Das Wasser des kleinen Sees plätscherte unter dem leichten Ruder. Es wurde dunkel. In einer Viertelstunde mußte es Nacht sein.

Dann heimkehren zu D'a, ihr lachend erzählen, die Fische hätten ihre Laune gehabt. „Für mich allein beißen sie nicht, du mußt das nächste Mal wieder mitfahren!“

(Fortsetzung folgt.)

„Seht, wir Wilden . . .“

Der Wilde und die Wissenschaft.

Die Zeiten, da eine sogenannte zivilisierte Gesellschaft, stolz im Besitz ihrer materiellen Errungenschaften, die sie irrtümlich mit „Kulturfortschritt“ verwechselte, nasenrumpfend und verächtlich lächelnd auf den „zurückgebliebenen Wilden“ herabsah, sind, wenigstens für den ernster veranlagten und tiefer blickenden Menschen, vorüber. Schicksale, an uns und in uns selbst erlebt, lehren uns erkennen, daß absolut nichts wesentlich Menschliches abhängt von — sagen wir: Grad, Orden und Zylinderhut oder dem mehr oder weniger „schädlichen“ Gebrauch von Messer und Gabel, sondern das wahre Leben und Erleben inwieweit lediglich sich bemessen läßt an der Intenfität und der innerlichen Verbundenheit mit allen Dingen des Seins und des Alls, an der heiligen Flamme, die die Seele durchglüht. Glühend werden von innen heraus — Suche nach neuer und vertiefter Naturverbundenheit — Primitivität der unterbognen Betrachtung, daraus Ahnung erwächst um das wahre Wesen der Dinge —: das waren so einige der Schlagworte, mit denen die Selbstbestimmung der Zeit, die Abkehr vom reinen Materialismus, dem geschmacklosen Zivilisationswahn einsetzte. Das auch war es, inmitten dieser Selbstbestimmung, was die Suchenden veranlaßte, näher sich mit dem Wesen, der Seele des „Wilden“ und ihrer besonderen Ausdrucksform zu befassen — in Sehnsucht zu einer „Rückkehr zur Natur“, wie sie nach jeder übersättigten und in sich selbst gescheiterte Zeit ergreift. Die Kunstformen der „Primitiven“ wurden studiert und enthuftastisch als Ausdruck einer übermächtigen Reinheit des Empfindens, einer europasernen Größe gradlinigen Fühlens und Ernehmens, einer naturnahen Naivität unvermanfchter Seelen gepriesen. Die Negerplastik wurde nach Europa gebracht, bewundert und zu mancher Anregung benutzt. Niggersongs sollten müdegewordene Literaturren befruchten. „Seht, die Wilden —!“ lautete der Hinweis, der allerdings leider nur allzubaal zu snobistischer Modeangelegenheit ausartete.

Hand so die Kunst der schwarzen Bewohner in etwas Eingang ins Abendland, so verschloß sich um so hermetischer die Wissenschaft gegen Anregungen, die die uns längst verloren gegangene Naturverbundenheit jener primitiven Menschen auf sie hätte ausüben können. Und tatsächlich klingt uns ja auch heute noch die Verbindung „der Wilde und die Wissenschaft“ reichlich zweifelhaft, ja lächerlich. Wer zu Unrecht! Die neuesten Untersuchungen haben im Gegenteil gelehrt, daß manche wissenschaftliche Entdeckung, die wir Europäer in der letzten Zeit machten und als eine Großtat ersten Ranges priesen, ja durch Kreisverleihungen ehrten, seit unbenklichen Zeiten schon selbstverständlicher Besitz jener Schwarzen ist, auf die tief herunterzubilden wir uns gewöhnten, und die doch das große Geschenk urhafter Naturnähe und Naturrechnung vor all unseren experimentierenden und rechnenden Forschern in ihren Laboratorien voraushaben.

Man wünscht Beispiele und Beweise? — Hier sind sie!

Zum Beispiel ist eine unserer neuesten und staunenswertesten Errungenschaften auf ärztlichem Gebiet die Entdeckung, daß die allgemeine Paralyse, die „dementia paralytica“, durch Impfung mit Malaria geheilt werden kann — eine Entdeckung, die im vergangenen Jahre bekanntlich sogar mit der Verleihung des Nobelpreises ausgezeichnet wurde. Nun aber macht ein englisches Magazin darauf aufmerksam, daß vor mehr als vierhundert Jahren bereits die Doktoren in den afrikanischen Kräalen von Iramba am Dana Plateau in Tanganika nicht nur entdeckt hatten, durch Malaria werde eine Heilung der allgemeinen Paralyse hervorgerufen, sondern daß sie tatsächlich Mosquitobisse für die an Paralyse Leidenden verordneten! Wörtlich heißt es: „Harley-Street (Londons berühmte Doktorenstraße) bringt die Mosquitos zu ihren Patienten, die Bauberdoctoren von Iramba schickte ihre Patienten zu den Mosquitos.“ Einer der wilden Medizinmänner, der den verstorbenen Häuptling des Irambastammes behandelte, erzählte dem Verfasser des genannten Artikels, die Ursache der Paralyse müsse mit der Ursache der Malaria kämpfen, auf daß die eine die andere verzehre. Danach erweise es sich für den Leidenden als notwendig, zu seiner Präftigung bittere Wurzeln zu essen. Dieses Wissen werde von einer Generation der Stammesdoctoren an die andere übergehen und wie ein Ritual auswendig gelernt. So waren auch die Wilden die Ersten, welche wußten, daß Bakterien sowohl Malaria als auch Paralyse verursachen, denn die Irambaworte „Bibiu“ und „Pihinu“ bedeuten „insekten- oder wurmähnliche Dinge“. Wir stehen also vor der sonderbaren Uebereinstimmung, daß dieser halb wilde Doktor seinem Patienten die neueste Behandlung für Paralyse verordnete, die sich bei uns auf die letzten wissenschaftlichen Untersuchungen und Entdeckungen stützt, wenn er, als Mediziner, den Häuptling bestimmte, hinunter in die Ebene zu gehen und bittere Wurzeln zu essen.

Chintin war weiterhin diesen Völkern viel früher als uns bekannt. Die Waldbewohner von Peru benutzten es ebenfalls als ein Heilmittel gegen Malaria, während die afrikanischen Brüder außerdem noch bestimmte Sorten von Acornit für diese Zwecke brauchbar fanden. Sie waren es auch, welche lange, ehe der Fuß eines Weißen den Boden Afrikas betrat, entdeckten, daß der Stich der Mosquito die Malaria verursacht. Die Frauen des Massai Stammes wissen ebenfalls, daß eine gewisse braune Pflanze (brown fever fly) der Feind der Mosquitos ist und suchen diese insolge dessen überall zu schlagen.

Das Rückfallfieber, eine der größten Plagen in den Tropen, wird von den Wilden an der Westküste Afrikas auf folgende Weise verhütet: In einer kleinen Kürbisklase tragen sie eine Heimchenart (tick) mit sich herum und erlauben diesem Tierchen, sich ab und zu an ihrem Blute gütlich zu tun. Auf diese einfache Weise gelangen sie durch Mithilfe dieses Tieres zu dem nötigen Anti-Login.

Hier ist nicht der Ort, um sich über den Wert oder Schaden der Impfung zu unterhalten. Doch auch diese war einigen der Tanganikastämme lange vor uns bekannt. Man entnahm einem an Fieber leidenden Eingeborenen Serum und injizierte es den gesunden Menschen vermittels kleiner Einstiche, dabei genau wissend, daß es sich um die Erlangung der Immunität handelte.

Chaulmoogra-Öl, das einzige im Westen gegen Lepra bekannte Heilmittel, wurde von den Wilden lange, ehe wir es kannten und verwandten, gebraucht.

Das medizinische Wissen hört jedoch nicht beim Menschen auf, es erstreckt sich auch auf die Tiere, was folgendes Beispiel zeigt. Die weideviehbesitzenden Stämme von Ostafrika wußten lange vor uns, daß die Rotwasserplage bei den Rindern und „heartwater bane“ bei den Schafen durch den Biß von Grassliegen verursacht wurden. Während nun die englischen Ansiedler ihr Vieh hundert, ja tausendstüchweise verloren, brannten die viehzuchttreibenden Stämme ihr Weideland jedes Jahr ab und verbrannten auf diese Weise die Eier des die Plage verbreitenden Insektes.

Schon diese wenigen Beispiele mögen lehren, daß die Verbindung „Wilder“ und „Wissenschaft“ zumindest nicht so abwegig ist, wie man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist.

Neue Erfindungen.

Von Hans Georg Drows.

In Amerika hat man eine Maschine konstruiert zur Messung der Schallintensität. Die Schwierigkeit bei solchen Apparaten besteht stets in der Erzeugung eines konstanten, in der Stärke unveränderlichen Tons. Das Problem ist hier so gelöst, daß man durch ein Schwarzkristall elektrischen Strom leitet, der bei gleichbleibender Stärke auch einen völlig gleichbleibenden Laut erzeugt. Auf diese Weise kann man die Schalldichtung einzelner Baustoffe aufs genaueste messen.

Die Amerikaner haben jetzt auch eine Schalteinrichtung am Telephon angebracht, die die Stilllegung des Mikrophons ermöglicht. Bisher war es in den meisten Fällen notwendig, wenn man etwas sprechen wollte, was der andere Teilnehmer nicht hören sollte, den Hörer völlig beiseite zu legen oder ihn mit der Hand zuzuhalten. Jetzt genügt die Drehung eines kleinen Hebels, um die Tätigkeit des Mikrophons auszuschalten und die Uebermittlung des Gesprächs zu verhindern.

Interessanter ist die Maschine, die man zum Verschneiden von Paketen erfunden hat. Sie ist besonders für Fleischer und Kolonialwarengeschäfte geeignet, und die amerikanische Presse behauptet, daß mit dieser Maschine nicht weniger als 40 Pakete in der Minute verschmürt werden können.

Das Problem des Konzept- und Manuskripthalters für die Schreibmaschine war bisher noch immer nicht zur völligen Zufriedenheit gelöst. Die A. G. S. hat nun einen neuen Konzepthalter konstruiert, der aus einem in mattem Schwarz gehaltenen Metallarm besteht. Er trägt an seinem oberen Ende die Platte für das Konzept und darunter die Lampe, die sich in einer nach hinten und unten offenen Metallhülle befindet. Das Licht fällt so nur auf die Konzeptplatte, die Walze und die Tastatur, während die Schreiberin selber durch direkte Strahlung nicht geblendet wird. Die Konzeptplatte ist in Augenhöhe angebracht und kann nach der Größe der Stenotypistin verstellbar werden. Die Schreiberin wird dadurch zu einer aufrechten Körperhaltung gezwungen, die eine weit geringere Ermüdung zur Folge hat, als die bei der bisher üblichen Arbeitsweise meist eintretende gebückte Haltung. Die Versuche, die in längeren Zeiträumen mit einer größeren Anzahl von Personen angestellt wurden, ergaben, daß die in dem Apparat vereinigte Vorzüge eine Erhöhung der Muskelkraft um 29 Prozent bewirken. Der Konzepthalter wird am Schreibmaschinentisch hinter der Schreibmaschine mittels Zwingen oder bei breiteren Tischen mit Holzschrauben befestigt und ist so beweglich und verstellbar, daß er mit Leichtigkeit besonderen räumlichen Verhältnissen angepaßt werden kann. Eine an seinem Fuß angebrachte Stellschraube ermöglicht das Vorflappen zum Nachlesen des Papiers. Die Konzeptplatte ist mit einer Klammer zur Befestigung größerer Manuskripte und mit einer automatischen Festenaste versehen. Die Lampe mit dem Metallgehäuse kann mit Leichtigkeit abgenommen werden, wenn ihr Licht nicht mehr gebraucht wird.

Der Schutz der Streckenarbeiter auf den Bahnanlagen ist bei der Eisenbahn wie bei der Hoch- und Untergrundbahn noch immer ein mit großen Sorgen verbundenes Problem. Jede arbeitende Kolonne bedarf eines besonderen Wächters und Warners, und das Schicksal dieser Kolonnen ist dabei ständig von der Aufmerksamkeit dieses Wächters abhängig. Nun ist in Deutschland seit einiger Zeit eine interessante Erfindung auf diesem Gebiet gemacht wor-

den. Man hat eine transportable Warnvorrichtung für den Streckenbau konstruiert. Der Apparat wird in einer Entfernung von etwa 500 Metern auf dem Gleis montiert, auf dem die Arbeiten vorgenommen werden sollen. Sobald ein Zug die Stelle, an der der Apparat sich befindet, passiert, setzt er automatisch den Warnungsapparat in Tätigkeit. Der Apparat ist so konstruiert, daß über dem Kopf des Gleises ein Unterteil federnd gelagerter Bügel herausragt. Dieser hebt, sobald er herabgedrückt wird, zwei Kontaktfedern in Bewegung, die dann in zwei Hohlklemmen eingreifen. Dadurch wird ein elektrischer Stromkreis geschlossen, und an der Arbeitsstelle ertönt ein lautes hörbares Warnsignal, das den Arbeitern die Annäherung des Zuges anzeigt. Die Warnsignale bleiben solange in Tätigkeit, bis der letzte Wagen des Zuges die Strecke passiert hat.

Fuchs und Storch.

Von Will Veiper.

Der Fuchs traf eines Tages den Storch, grüßte ihn freundlich und sagte: „Nun Meister Ueber, wie geht es?“ „Schlecht genug“, sagte der Storch, „die Frösche werden immer pfliffiger. Sie bleiben immer im tiefsten Wasser. Da soll nun einer sein täglich Brot finden.“

„Mir geht es nicht besser“, sagte der Fuchs. „Die Gänse bleiben immer in den Gärten und bei den Häusern. Man muß sein Leben dran wagen, wenn man nicht verhungern will. Die Welt ist unvollkommen und müßte geändert werden.“

„Ja, die Welt wird immer schlechter“, sagte der Storch.

„Gar kein Fortschritt.“

„Man müßte ein Gesetz erlassen“, sagte der Fuchs, „daß die Gänse im Walde leben müßten.“

„Zawohl“, rief der Storch, „und die Frösche auf den Feldern und Wiesen. Wir wollen einen Antrag stellen.“

„Ich bin dabei“, sagte der Fuchs.

Die beiden beriefen also eine große Ratsversammlung aller Tiere. Und da der Fuchs das große Wort führte und zu reden verstand, waren alle dafür, und es wurde beschlossen, daß künftig die Gänse im Walde wohnen und die Frösche auf den Feldern hüpfen sollten. Nur die Frösche und die Gänse waren dagegen. Und die Frösche erklärten: „Wir bleiben im Teich. Das ist unser Reich.“ Und die Gänse sagten: „Wir bleiben im Stall. Auf jeden Fall. Nicht in den Wald. Das ist für uns kein Aufenthalt.“ Damit flogen die Gänse davon und Frösche hupften in den Teich, wo er am tiefsten war.

„Was nun?“ sagte der Fuchs. „Man muß sie doch zwingen, den Gesetzen zu gehorchen.“

„Gut“, sagten die Tiere, dann mag der Storch die Frösche zwingen, daß sie aus dem Teich gehen und der Fuchs die Gänse, daß sie im Wald wohnen.“

„Dann bleibt ja alles beim Alten“, sagte der Fuchs.

„Rein Fortschritt in der Welt“, sagte der Storch.

Aus aller Welt.

Eine Gedenktafel für Lady Godiva. Obwohl die Gestalt der Lady Godiva legendenhaft anmutet, gehört sie tatsächlich der Geschichte an. Vor etwa tausend Jahren hatten die Engländer von Coventry arg unter den Steuerlasten zu leiden, die ihnen der Earl Leofric auferlegt hatte. Seine Gattin Godiva war von außerordentlicher Schönheit und Milde. Vergelblich bat sie ihren Gatten inständig, doch die Lasten der Einwohner von Coventry zu vermindern. Schließlich war er ihrer steten Bitten müde und sagte hohnlachend, er wolle gern ihrem Wunsche entsprechen, wenn sie unbedeckt durch die Straßen von Coventry reite. Lady Godiva hielt bekanntlich Wort. Zu Beginn des elften Jahrhunderts starb Lady Godiva, tief betrauert von allen Einwohnern Coventrys, denn sie hatte viel Gutes gestiftet. So war sie an der Gründung des Klosters Stow in Lincolnshire beteiligt, ja, es gelang ihr, Leofric zum Bau eines Klosters bei Coventry zu überreden, das von Benediktinerinnen bezogen wurde. Auch viele andere Klöster hatten ihr Spenden und Stiftungen zu verdanken. Lady Godiva wurde in der Benediktiner-Abtei auf Hill Top begraben. Auf dieser Stätte erhebt sich jetzt das Gebäude des Coventry-Versicherungsausschusses. Auf Anregung der Gesellschaft wurde an dieser Stelle kürzlich eine Gedenktafel angebracht, die von vielen Engländern und Fremden besichtigt wird. Im Jahre 1678 hatte man im Mai zum ersten Male einen „Godivaritt“ veranstaltet, bei dem auch die aus Holz geschnitzte Figur des neugierigen Schneiders, die merkwürdigerweise einen Mann in Rüstung darstellte, nicht fehlte. Dieser historische Ritt wurde bis 1826 veranstaltet und nach längerer Pause 1848 neu belebt, jedoch nur für kurze Zeit.

Ein Hotel für Verauschte. Dicht an der mexikanisch-kalifornischen Grenze wurde vor kurzer Zeit auf Kosten der Vereinigten Staaten ein Hotelbau errichtet, der besonderen Zwecken dient. Dieses Hotel ist nur für Verauschte bestimmt und beherbergt keine Gäste so lange, bis sie wieder völlig zur Besinnung gekommen sind und ihr seelisches Gleichgewicht wiedergefunden haben. Die Errichtung des Gasthauses war im allgemeinen Interesse eine bringende Notwendigkeit. Täglich kamen Hunderte von Automobilen über die mexikanische Grenze nach der Union zurück. Die von den Inhabern gelenkten Kraftwagen verursachen aber er-

leiden nicht selten schwere Unglücksfälle. Viele der Automobilisten verdanken ihrem Mauth den Tod oder langes Siechtum. Die Grenzwaage hält solche Kraftwagen beim Passieren des amerikanischen Territoriums ohne weiteres an, und die besagten Insassen werden in das Hotel gebracht, wo sie sich ausschlafen können. Diese komfortable Gaststätte zeichnet sich nicht gerade durch niedrige Preise aus. Für ein Zimmer mit Bad und mit der nötigen Fürsorge für die Trinker beiderlei Geschlechts verlangt der Fiskus 10 Dollar. Sehr häufig haben aber die Alkohol-freunde keine Barmittel mehr, da sie alles im nassen Mexiko für Whisky und Sekt verausgabt haben. Aber auch dafür weiß der Staat Rat. Die Hotelverwaltung kreditiert ihren unfreiwilligen Besuchern die Kosten und sichert sich durch vorläufige Beschlagnahme der Automobile. Zahlungsunfähige Whiskyfreunde erhalten ein Eisenbahnbillett bis zu ihrem Heimatort. In Ausnahmefällen wird ein Dollar für Depeschentkosten vorgeschossen. Das Trinkerhotel ist etwas so Eigenartiges, daß viele nüchterne Touristen einkehren, um zusehrend mitzuerleben, was sich dort Diebstliches begibt.

Weil. Mit dem deutschen Sackbau ist das so eine Sache. Man muß schrecklich acht geben, sonst bringt man durch die vielen Kommata, das Einschachteln und die Worte „weil“, „damit“, „wodurch“ und so weiter, das größte Durcheinander zustande. Man lese nur, was eine Zeitung einem Herrn Schnelle für einen Nachruf widmete: „Herr Schnelle hat viel in seinem Leben durchgemacht, nichts Menschliches blieb ihm erspart, weil er seit Erscheinen unserer Zeitung bis zu seinem seligen Ende unser Abonnent war.“ Ein Glück, daß wir nicht alle Abonnenten dieses Blattes sind.

Australien in der Welt voran. Ganz heimlich, still und leise haben sich die Australier eines Weltrekords bemächtigt, auf den bisher niemand Beschlag legen konnte. Sie haben einen Mister Eric Sunderland auf die Straße zwischen Melbourne und Geelong gesetzt, die 88 Kilometer lang ist, und haben ihn diese Strecke tanzend zurücklegen lassen. Eric hat dabei 17 Mädchen „verbraucht“, die alle nach mehr als vier Kilometern die Füße von sich streckten. Er legte die Strecke in elf Stunden 36 Minuten zurück, und wurde mit dem Titel Weltmeister im Straßen-Dauer-Längentanz belegt. Das ist ein feiner Popen, und er sollte nur sehen, daß er ihn lange behält. Die notwendige Musik brachte ein auf einem Auto hinterher fahrendes Grammophon hervor, das immer dieselbe Platte spielte. Wahrscheinlich „It is a long way...“ Am Ziel kam Eric ohne Schuhe an, tangte auf den Strümpfen, durch welche sämtliche Zähne herausquakten. Moderne Weltmeister müssen aber so aussehen.

Rühe, die auf einem Friedhof begraben werden. In den Vereinigten Staaten, und zwar in North Easton, befindet sich eine ausgedehnte Anstalt, in der außerordentlich schönes Zuchtvieh herangezogen wird. Besondere Erfolge erzielen die Züchter von North Easton mit der Zucht von Milchkühen, die bei den landwirtschaftlichen Ausstellungen denn auch fast immer mit großen Preisen bedacht werden. Derart ausgezeichnete Kühe genießen in der Anstalt nun nicht nur im Leben eine besonders gute Behandlung, sondern werden auch im Tode vor ihren Artgenossen bevorzugt, denn auf North Easton ist in einem Hof ein recht ediger Raum umzäunt, den kleine Grabsteine zieren: es ist der Friedhof, auf dem die Preis Kühe, die als solche nicht geschlachtet werden dürfen, beerdigt werden.

Zweitausend Kronen im Mausloch. Im Buchwerk bei Schüttenhofen im Böhmerwald vergaß ein Arbeiter, der den anderen Arbeitern den Wochenlohn auszahelte, in der Scheune in der unverschlossenen Tade seine Geldbörse, in der er über 2000 Kronen in Papiergeld verwahrt hatte. Erst nach einigen Tagen bemerkte er den Verlust. Die Geldbörse wurde zwar noch gefunden, aber das Geld war weg. Ein Diebstahl durch fremde Leute kam nicht in Frage. Da brachte ein kleiner Schnitzel einer 100-Kronennote, das neben einem Mausloch gefunden wurde, auf die richtige Spur. Der Verlustträger grub nach, konnte aber auch nach stundenlangem Graben nicht auf das Mauseneß stoßen, und er wollte schon die Arbeit aufgeben, als er aus der Höhle plötzlich eine zusammengeknüttelte Hundertkronennote herauswühlte, die außer Spuren von Feuchtigkeit keine Beschädigung aufwies. Er grub begreiflicherweise energisch weiter und bedeckte schließlich am nächsten Tage richtig den Mausbau auf, der mit seinen Banknoten buchstäblich austapeziert war. Ein Tausender und mehrere Hunderter waren zerlegt und zerbissen, aber ein Teil der Noten war erhalten, so daß der Mann wenigstens teilweise wieder zu seinem Gelde kam.

Fröhliche Ecke.

Künstlerische. „Gratuliere, gratuliere! Du willst also einen eigenen Herd gründen!“ — „Herd ist gut — höchstens einen Spirituskocher!“

Polizeibureau. „Ich habe eine Flasche Rum verloren, hat sie nicht jemand zufällig hierhergebracht, Herr Wachtmeister?“ „Die Flasche nicht, aber hier schnarcht der ehrliche Fieber.“

Der Enkel. „Verzeihung, arbeitet nicht mein Onkelsohn in Ihrem Bureau?“ „Zawohl, er war neulich zu Ihrem Begräbnis.“